

Ziel der Kritik ist der moralische Anthropozentrismus; der epistemische Anthropozentrismus (Anthropozentrik) wird dann zum Problem, wenn er in den moralischen Anthropozentrismus mündet. Dafür gibt es mehrere mögliche Gründe: (a) Der epistemische Anthropozentrismus ist unüberwindlich und somit nicht an sich kritisierbar; (b) der epistemische Anthropozentrismus ist auch positiv zu deuten, da er die Voraussetzung moralischen Handelns und ethischen Argumentierens überhaupt ist; (c) der Begriff des epistemischen Anthropozentrismus wird unter der Prämisse eines unvoreingenommenen Standpunktes in der Ethik – wie bei Singer – möglicherweise überflüssig; (d) der epistemische Anthropozentrismus ist eine Unterstellung im Rahmen einer Weltanschauung, die an der menschlichen Sonderstellung festhalten will, dies aber unter anderen Vorzeichen tut.<sup>16</sup>

### 2.3 Der moralische Individualismus: Klassiker der Tierethik

Unabhängig davon, ob sich andere Tierethikerinnen und Tierethiker von Peter Singers Argumenten abgrenzen oder diese befürworten: Singer ist der wahrscheinlich bekannteste und meisterwähnte Vertreter des moralischen Individualismus in der Tierethik. Die Überschrift des ersten Kapitels von *Animal Liberation* bringt seinen Zugang auf den Punkt: „All Animals Are Equal“ (Peter Singer <sup>4</sup>2009, 1). Er formuliert in Bezug auf Benthams berühmte Frage – „Can they suffer?“ (Jeremy Bentham 1996, 283, Anm., Hervorhebung im Original) – einen interessen- und erfahrungsbasierten Ansatz, der besagt, dass die Fähigkeit, zu leiden und Lust zu empfinden, die Voraussetzung für Interessen überhaupt ist (Peter Singer <sup>4</sup>2009, 7–8). Da neben den Menschen auch viele Tiere diese Fähigkeiten und damit Interessen besitzen, haben sie einen moralischen Status. In Folge argumentiert Singer dafür, diese Tiere in die moralische Gemeinschaft der schutzwürdigen Wesen zu integrieren. Die Berücksichtigung der tierlichen Interessen stellt die Basis eines auf Tiere erweiterten, universell gültigen Gleichheitsgrundsatzes dar, nach dem Gleiches gleich und Ungleiches ungleich behandelt werden sollte (Peter Singer <sup>3</sup>2011, 48–70). Singers Zugang lässt sich als *Präferenz-Utilitarismus* bezeichnen, denn das Prinzip einer Maximierung der Erfüllung von Präferenzen erfolgt im Hinblick auf die

---

16 So spricht Wolfgang Welsch (2011, 2012) von der „anthropischen Denkform“, innerhalb derer sich Menschen als das Maß aller Dinge betrachten (siehe Kap. 2.2.2).

gleiche Berücksichtigung aller Individuen (Herwig Grimm et al. 2016, 85–86).

Das präskriptive Argument im Pathozentrismus kann sich auf naturwissenschaftliche Kenntnisse stützen: Ausgangspunkt ist etwa das Wissen darüber, dass viele Tiere, wie Menschen auch, Schmerzrezeptoren haben, die Schmerzempfindungen ermöglichen und so bei einem Lebewesen das Interesse erzeugen, keinem Schmerzreiz ausgesetzt zu werden. Da dieses Interesse beim Menschen moralisch relevant ist und auch Tiere das gleiche moralisch relevante Interesse besitzen, muss das ethische Argument diesem Sachverhalt Rechnung tragen (vgl. Herwig Grimm 2013). Um also nicht einem Speziesismus oder einem moralischen Anthropozentrismus zu folgen, wäre die Konsequenz dieser Einsicht in die gleiche Interessenslage bei Mensch und Tier, dass beide die gleiche moralische Berücksichtigung verdienen. Wenn ich leidensfähige Menschen nicht quäle, darf ich auch leidensfähige Tiere nicht quälen.

Kommt es zu Konflikten bei unterschiedlichen Interessen, erfolgt im Falle des pathozentrischen Präferenz-Utilitarismus ein Abwägungsprozess, in dessen Ausgang dem wichtigeren Interesse Priorität eingeräumt wird. Allerdings macht Singer (<sup>4</sup>2009, 2) klar, dass die gleiche Berücksichtigung keine absolute Gleichbehandlung impliziert, sondern eine andere Behandlung und andere Rechte zur Folge haben kann. Die unterschiedliche Behandlung ist dann illegitim, wenn Menschen z. B. aufgrund trivialer Interessen die wichtigeren Interessen von Tieren opfern (ebd., 9). Das Leid eines Tieres in Experimenten zu billigen, um die Herstellung von Kosmetikartikeln für Menschen zu ermöglichen, wäre demnach z. B. falsch. Sofern jedoch nichttriviale Interessen von Menschen auf dem Spiel stehen und ein entsprechend großer Nutzen zu erwarten ist, erlaubt Singers Präferenz-Utilitarismus unter Umständen die Nutzung von Tieren.

Von besonderem Interesse ist Singers Unterscheidung zwischen Personen und solchen Wesen, die bloß empfindungsfähig sind, d. h. Lust und Schmerz verspüren können, aber nicht selbstbewusst sind (Peter Singer <sup>3</sup>2011, 64–66, 71–77, 85–86, 94–122). Auch wenn Singers Argument auf einem Egalitarismus gegründet ist, der das Gleichheitsprinzip auf empfindungsfähige Tiere ausweitet, so zeichnet sich anhand dieser Unterscheidung ein hierarchischer Pathozentrismus ab (Herwig Grimm et al. 2016, 86). Zwar ist das wesentliche Kriterium für moralische Rücksichtnahme die Fähigkeit eines Lebewesens, leiden oder Lust empfinden zu können (als Basis von Interessen), doch manche Lebewesen hätten aufgrund bestimmter Merkmale ein wertvolleres Leben als andere (Peter Singer <sup>4</sup>2009, 19). Dahingehend sei es schlimmer, einen gesunden erwachsenen Men-

schen zu töten als eine Maus, weil diese z. B. nicht wie der Mensch für die Zukunft planen könne und sinnvolle Beziehungen zu anderen unterhalte (ebd.). Der moralisch relevante Unterschied zwischen dem Menschen und der Maus liege jedoch nicht in der Spezieszugehörigkeit, da es Singer zufolge gleichgültig ist, welche Spezies diese Merkmale aufweist. Konsequenterweise hat dies bei Singer wichtige moralische Implikationen für den Vergleich von bestimmten Tieren mit geistig beeinträchtigten Menschen. Stellt man z. B. hypothetische Kalkulationen über das Recht auf Leben verschiedener empfindungsfähiger Wesen an, so profitiert hier das – menschliche oder tierliche – Individuum mit dem höheren Grad an Selbstbewusstheit (ebd.).

Herwig Grimm (2013) geht davon aus, dass Singers Überlegungen zwar ein Beispiel für eine Überwindung des Speziesismus sind, dass aber die eigenschaftsbasierte Begründungsfigur in der Tierethik, der er folgt, auf einem epistemischen Anthropozentrismus gründet – der laut Grimm aber zugleich mit bestimmten axiologischen Annahmen verbunden sei. Bei Singer kommt es zu einer Erweiterung des Gleichheitsgrundsatzes, der eine beim Menschen als moralisch relevant eingestufte Eigenschaft zur Basis einer Ausweitung des Kreises schutzwürdiger Lebewesen macht. Im Zentrum des zu erweiternden Kreises befinden sich Menschen. Grimm spricht daher von einem *nichtspeziesistischen Anthropozentrismus*, also einer Argumentationsform, die letztlich vor allem „den Menschen im Tier“ schützt, auch wenn dem Argument nach die Spezieszugehörigkeit keine moralische Relevanz besitzt. So gesehen bleibt zu diskutieren, inwiefern der Anthropozentrismus hier nicht nur in epistemischer, sondern auch in moralischer Hinsicht ein Thema ist, denn Tiere, die den Menschen nicht gleich sind, werden nicht gleich berücksichtigt (ebd., 59).<sup>17</sup> Je ähnlicher ein Tier den Menschen ist, desto eher findet es moralische Berücksichtigung. Adam Weitzenfeld und Melanie Joy (2014, 12) verwenden parallel zu Grimm den entsprechenden Begriff des „anthropozentrischen Anti-Speziesismus“. Singers Argument folgt in dieser Hinsicht nicht auf dem Einnehmen eines unparteiischen Standpunktes, wie er selbst annimmt (Peter Singer <sup>3</sup>2011, 279; Katarzyna de Lazari-Radek/Peter Singer 2014). Gary Francione (2008, 129–147) fasst Singers Zugang als eine Theorie über *similar minds* auf. Für den Tierrechtsvertreter Francione gibt es keine Rechtfertigung dafür,

---

17 Darüber hinaus kann die Frage gestellt werden, ob es sich bei dieser Erweiterung der moralischen Berücksichtigung nicht generell um einen moralischen Anthropozentrismus handelt, wenn bereits axiologische Annahmen im Spiel sind (vgl. Johann S. Ach 1999, 39–41).

eine Rangfolge zu erstellen, in der die Wesen mit höheren kognitiven Fähigkeiten moralisch über weniger gut ausgestatteten Wesen stehen. Der moralische Status eines Lebewesens liege einzig in dessen Empfindungsfähigkeit und sei nicht abwägbar. Singers moralisch relevante Hierarchie von selbstbewussten und bloß empfindungsfähigen Individuen erweckt deshalb den Verdacht eines versteckten moralischen Anthropozentrismus.

Angesichts zusätzlicher Kriterien wie Vernunft, Selbstbewusstheit oder Personenstatus stellt sich die Frage, ob die Hierarchie in Singers pathozentrischer Argumentation eben nicht zugleich darauf beruht, den Menschen (oder dessen „Idealbild“ als vernunftbegabtes Wesen) zu einem Maßstab moralischer Berücksichtigungswürdigkeit zu machen. Der Mensch ist bei Singer implizit das Vorbild für ein erfülltes geistiges Leben, wobei die Rationalität im Sinne des utilitaristischen Kalküls offenbar einen bestimmten Nutzen hat. Laut Gary Steiner (2005, 9) bleibt bei Singer (zumindest in *Animal Liberation*) das unausgesprochen, was seinem utilitaristischen Denken zugrunde liege, nämlich die von John Stuart Mill (2006, 26–29) formulierte Annahme, dass Menschen es als entwürdigend empfinden, wenn z. B. die Lust eines Schweines mit ihrer eigenen verglichen wird, wo doch das menschliche Glück auch auf unseren geistigen Fähigkeiten basiere. Da Singers Präferenz-Utilitarismus Abwägungen hinsichtlich des größtmöglichen Glücks beinhalte, besitze die Erfüllung der menschlichen Interessen gegenüber jenen der Tiere insgeheim Priorität (Gary Steiner 2005). Die implizite Annahme ist offenbar: Menschen scheinen dank ihrer kognitiven Fähigkeiten ein Glück oder eine Lust zu empfinden, die Tiere nicht nachvollziehen können.

Der zweite Klassiker des moralischen Individualismus in der Tierethik, das Werk von Tom Regan (<sup>2</sup>2004), vertritt einen deontologischen Ansatz bzw. einen Rechtsansatz, der sich im Unterschied zu Singers Zugang auf die Berücksichtigung des *inhärenten Werts* derjenigen Lebewesen stützt, die Regan in *The Case for Animal Rights* als *Subjekte eines Lebens* (engl. *subjects-of-a-life*) bezeichnet. Samuel Camenzind (2020, 143–145) verweist etwa auf die Unterscheidung zwischen *instrumentellem Wert*, *intrinsischem Wert* und *inhärentem Wert*, die sich auch in Regans Wertetheorie findet. Während der instrumentelle Wert auf ein Mittel-Zweck-Verhältnis verweist (etwas hat einen Wert als Mittel zum Zweck) und der intrinsische Wert auf einen Bewusstseinszustand bezogen ist (etwas fühlt sich auf eine bestimmte Weise an), kommt der inhärente Wert einem Subjekt eines Lebens laut Regan (<sup>2</sup>2004, 243) insofern zu, als es nicht nur über Empfindungsfähigkeit, sondern z. B. auch über Wünsche, Überzeugungen, Erinnerungsvermögen und Zukunftsbewusstsein verfügt. In späteren Arbeiten spricht er

allerdings davon, dass Empfindungsfähigkeit die Zugehörigkeit zur moralischen Gemeinschaft begründet und empfindungsfähige Wesen demnach Achtung verdienen (Tom Regan 2007, 68–88).

Wie Samuel Camenzind (2020, 144) aufzeigt, ist der inhärente Wert oder auch *moralische Eigenwert* inkommensurabel, kategorisch, egalitär und konstant, weil er nicht auf die anderen beiden Werte reduzierbar ist, unabhängig vom Nutzen anderer bestimmt wird, man ihn auf kategorische Weise besitzt oder nicht besitzt, ihn alle Wesen, die ihn besitzen, gleichermaßen besitzen und man ihn weder erwerben noch verlieren kann. In Abgrenzung zu Singer, der sich auf die intrinsisch wertvollen Zustände eines Individuums bezieht, verbietet der moralische Eigenwert eines Individuums also laut Regan per se seine Betrachtung als bloßes Mittel zum Zweck, und zwar unabhängig von den konkreten Erfahrungen des Individuums (z. B. Schmerz) und unabhängig des instrumentellen Nutzens desselben für andere. Utilitaristische Kalkulationen und Interessensabwägungen seien abzulehnen, die es in manchen Fällen erlauben, die Interessen eines einzelnen denjenigen der Allgemeinheit zu opfern. Regan versteht sich als Kantianer, geht aber insoweit über Kant hinaus, als er die direkte moralische Berücksichtigungswürdigkeit eines Wesens nicht mehr an dessen moralische Autonomie bindet. Tom Regan (<sup>2</sup>2004, 151–156) bezieht sich hier auf die Unterscheidung zwischen „moral agents“ von „moral patients“. Während moralische Handlungssubjekte in der Lage dazu seien, zwischen moralisch richtig und moralisch falsch zu unterscheiden sowie bestimmte Handlungen auf Basis vorausgehender Reflexion ausführen oder unterlassen zu können, seien *moral patients* Individuen, die zwar nicht über diese Fähigkeiten verfügen würden, aber dennoch Teil der moralischen Gemeinschaft seien, da man ihnen auf moralisch relevante Weise Schaden zufügen könne (Samuel Camenzind 2020, 36–37).

Camenzind macht darauf aufmerksam, dass es in der Tier- und Bioethik keinen einheitlichen Gebrauch von Wertekonzepten gibt (ebd., 144, Anm. 129), ein Umstand, der zusätzlich auch durch die Verwendung des Würde-Begriffs verkompliziert wird (ebd., 168–220). Nur so viel: Dass Würde historisch gesehen als Kriterium zur Abgrenzung des vernunftfähigen Menschen von Tieren verstanden wurde (ebd., 181, 186, 189), schließt zusätzliche oder alternative Bedeutungsdimensionen des Begriffs sowie die Rede von tierlicher Würde nicht aus. Camenzind diskutiert in diesem Zusammenhang die Würde als tierethisch relevanten Begriff, der für die Frage der unzulässigen Instrumentalisierung von Tieren von Interesse ist. Hier ist vor allem der moralische Eigenwert ein entscheidender Bezugs-

punkt im Konzept der tierlichen Würde (ebd., 206; vgl. Heike Baranzke 2018a, 176–177).

Wie dem auch sei, es ist nicht ganz klar, ob in Regans Fall dem moralischen Handlungssubjekt nicht zugleich auch eine implizite moralische Priorität zukommt bzw. ob hier nicht der menschliche Standpunkt übersehen wird, von dem aus über den augenscheinlich egalitären moralischen Eigenwert oder moralisch relevante Eigenschaften gesprochen wird. Herwig Grimm (2013, 61–62) zufolge bleibt Regan (wie Singer) in einer dem Anthropozentrismus geschuldeten Denkweise verhaftet, da seine Argumente nur deshalb normative Wirksamkeit erlangen können, weil in anderen Lebewesen eine mit Menschen übereinstimmende Gemeinsamkeit gesucht wird – eben das fragliche Charakteristikum, empfindendes Subjekt eines Lebens zu sein. Einfach gesagt: Menschen sind bei Regan laut Grimm das Maß, da vor allem jene Individuen geschützt werden, die uns in bestimmten Eigenschaften (die als moralisch relevant ausgewiesen werden) ähnlich sind. Entsprechend zu Singer erlaubt Regans tierrechtlicher Zugang darüber hinaus zumindest prinzipiell ebenfalls eine Hierarchisierung zwischen Menschen und Tieren. Tom Regan (<sup>2</sup>2004, xxix, 285–286) verweist dabei auf ein hypothetisches Rettungsboot-Szenario: Ist das Leben einer Gruppe von Individuen (z. B. vier Menschen und ein Hund) davon abhängig, dass ein Individuum das Rettungsboot verlässt, so wird der Hund geopfert, da dieser durch seinen Tod viel weniger verliere als ein Mensch. Wie Gary Steiners (2005, 11–12) kritische Kommentare nahelegen, ist in diesem Beispiel die Reichhaltigkeit des menschlichen geistigen Lebens als Bezugspunkt ausschlaggebend und zeugt von der gleichen anthropozentristischen Voreingenommenheit wie bei Singer. Dies gilt umso mehr, als in Regans hypothetischem Szenario sogar eine Million Hunde für die vier Menschen geopfert werden könnten.

Wiewohl Singer und Regan vielfacher Kritik ausgesetzt sind, folgen zahlreiche Autorinnen und Autoren in der Tierethik diesem „traditionellen“ Modell des moralischen Individualismus, da dieser von seinen Grundzügen her nach wie vor Plausibilität besitzt bzw. durch seine Einfachheit besticht (vgl. Herwig Grimm/Andreas Aigner 2016; Todd May 2014; Klaus Peter Rippe 2011; Johann S. Ach 1999; Susana Monsó/Herwig Grimm 2019; Alice Crary 2018). Gemäß der Definition von James Rachels (1999) bestimmt sich die moralisch zulässige Behandlung eines Individuums durch die Berücksichtigung ihrer oder seiner individuellen Charakteristika, nicht durch den Verweis auf die Gruppenzugehörigkeit (z. B. die Spezies). Der traditionelle moralische Individualismus zeichnet sich also z. B. dadurch aus, dass er das bloße Menschsein als moralisch

irrelevant ansieht, während z. B. Alice Crary und Cora Diamond davon ausgehen, dass unsere gelebte Moral von einem bestimmten Verständnis des Menschseins abhängt (vgl. Susana Monsó/Herwig Grimm 2019). Alice Crary (2018) unterscheidet die traditionelle Argumentationslinie von einer alternativen Form des moralischen Individualismus, die das Menschsein als moralisch relevantes Charakteristikum von Individuen berücksichtigt (siehe Kap. 2.4.1).

Die argumentative Grundlage, die Singer und Regan auszeichnet, bleibt im gesamten Feld dominant, und zwar auch in Beiträgen, die bestimmte Aspekte daran kritisieren oder ergänzende Argumente bilden. Meist handelt es sich dabei um eine Erweiterung der Reichweite moralischer Berücksichtigung. Sofern bestimmte Tiere jene vergleichbaren Eigenschaften besitzen, die bereits beim Menschen als moralisch relevant angesehen werden, sind diese in die moralische Gemeinschaft der schutzwürdigen Wesen aufzunehmen (Herwig Grimm 2013; Herwig Grimm/Andreas Aigner 2016, 26). Dietmar von der Pfordten und Lorenz Kähler (2014, 2) benennen drei Prinzipien des moralischen bzw. normativen Individualismus: das „Individualprinzip“, das „Allprinzip“ und das „Prinzip der Gleichberücksichtigung“. Angelehnt an diese Einteilung lassen sich die Annahmen jeder Form des moralischen Individualismus festhalten: Erstens können nur Individuen an sich einen moralischen Status haben, nicht aber die biologische oder soziale Gruppe, der die Individuen angehören. Zweitens werden diejenigen Individuen, die als moralisch berücksichtigungswürdig gelten, im Hinblick auf die Universalisierbarkeit des jeweiligen Arguments als Gruppe (als Kreis der Schutzwürdigen) definiert: Moralisch zu berücksichtigen sind alle Lebewesen mit Interessen, alle Empfindungsfähigen, alle Subjekte eines Lebens etc. Damit zieht jede moralisch-individualistische Position auch eine klare Grenze und legt zugleich fest, wer nicht innerhalb des Kreises der Schutzwürdigen ist: Jene Lebewesen, welche nicht über die vorweg als moralisch relevant definierten Eigenschaften verfügen, sind von der Berücksichtigung (zumindest dem Argument nach) ausgeschlossen. Drittens müssen alle Individuen mit den gleichen moralisch relevanten Eigenschaften gleich berücksichtigt werden.

Beispiele für traditionelle Positionen des moralischen Individualismus finden sich z. B. in den Arbeiten von Bernard E. Rollin (2017), James Rachels (1999) oder Gary Francione (2008). Bernard E. Rollin (<sup>3</sup>2006, 99–101; 2017, 145, 255–256) spricht von einem evolvierten Telos, einem Zweck jedes tierlichen Individuums in sich selbst, der dessen Bedürfnisse, Interessen und Schmerzverhalten definiert. Diese Interessen verdienen laut Rollin moralische Berücksichtigung, damit die Tiere ihrer Natur gemäß

leben können. James Rachels (1999) bezieht evolutionsbiologische Überlegungen in sein Argument ein. Er vertritt wie Singer die Ansicht, dass gleiche Interessen gleich berücksichtigt werden müssen, und betont dabei auch, dass ungleiche Behandlung nicht in jedem Fall unerlaubt ist. Ähnlich wie für Singer und Regan stellen auch für ihn die geistigen Fähigkeiten eines Individuums, das über ein „biographisches Leben“ verfügt, einen zusätzlichen Faktor für die moralische Berücksichtigung dar (ebd., 199). Gemäß Gary Francione (2008) Tierrechtsposition hingegen bildet die Empfindungsfähigkeit das einzig relevante Kriterium für die moralische Berücksichtigung eines Individuums und die Anerkennung von dessen Personenstatus.

Die Argumente dieser und anderer Positionen gründen in einer bestimmten Vorstellung von Subjektivität oder Individualität und damit zusammenhängenden ethischen und gesellschaftspolitischen Implikationen. Gemein ist ihnen, dass sie einem neuzeitlichen Verständnis von Gerechtigkeit entsprechen (Klaus Peter Rippe 2011, 198; Hans Werner Ingensiep/Heike Baranzke 2008, 130) bzw. in Verbindung zu Ideen des Liberalismus und Humanismus stehen (Gary Steiner 2008, 89–115; Dietmar von der Pfordten/Lorenz Kähler [Hg.] 2014, 2; Cary Wolfe 2003, 1–17). Eine dieser Ideen, nämlich dass Subjektivität gemeinsam mit der Freiheit eines Individuums z. B. nicht an Rasse, Geschlecht oder soziale Klasse gebunden ist, wird etwa im Gedanken weitergeführt, dass auch die Spezieszugehörigkeit keine Rolle spielen darf (Cary Wolfe 2003, 8). Singers Leitspruch „Alle Tiere sind gleich“ bringt das deutlich zum Ausdruck. Dennoch sind anthropozentristische Vorurteile offenbar hartnäckig, selbst innerhalb tierethischer Debatten. So scheint auch Regan mit seinem Rettungsboot-Beispiel letztlich implizit zu bestätigen, was von Philosophen wie John Locke oder Immanuel Kant angenommen wurde, nämlich dass Tiere keine Rechtssubjekte seien, weil ihnen das abstrakte Denken, die Vernunft oder die moralische Autonomie fehle (Gary Steiner 2008, 92–104; Gary Francione 2008). Dass im Gedankenexperiment von Regan eine Million Hunde für nur wenige Menschen geopfert werden dürften, demonstriert, dass die *moral agents* gegenüber den *moral patients* priorisiert werden.

Das den moralischen Individualismus prägende Prinzip der Gleichberücksichtigung beinhaltet darüber hinaus den Bezug auf biologisches Faktenwissen. Über den Verweis auf die Ähnlichkeit von physiologischen Reaktionen z. B. bei Schmerzreizen erlangt die eigenschaftsbasierte Begründungsfigur des moralischen Individualismus eine zusätzliche Evidenz (Herwig Grimm/Andreas Aigner 2016, 34; vgl. Susana Monsó/Herwig Grimm 2019). Es ist vor dem Hintergrund des naturwissenschaftlichen

Beweises nicht von der Hand zu weisen, dass andere Tiere wie Menschen Schmerz empfinden können. Allerdings geht die Anerkennung biologischer Fakten oder eines naturwissenschaftlichen Weltbildes nicht zwangsläufig mit der Überzeugung einher, die angenommene Wahrheit ethischer Argumente leite sich direkt aus diesen Fakten ab. Die Werte, auf die sich Menschen berufen, implizieren keinen strengen Werte-Realismus (Klaus Peter Rippe 2011, 194–195; Dietmar von der Pfordten 2012, 453). Wie Katarzyna de Lazari-Radek und Peter Singer (2014, xiii) annehmen, wäre es zwar möglich, anhand ethischer Urteile normative Wahrheiten zu formulieren, doch diese Wahrheiten entsprächen keinen natürlichen Fakten über die Welt. Unparteilichkeit bedeute, dass eine Handlung der angenommenen Richtigkeit oder Plausibilität einer vorausgehenden rationalen Reflexion und ethischen Argumentation folge, nicht bloß einer Neigung oder einem eigennütigen Impuls. Der rational denkende und ethisch handelnde Mensch abstrahiert also von seinem voreingenommenen Standpunkt, indem er über sein eigenes Ich und seinen Egoismus hinausgeht. Der dadurch eingennommene universelle Standpunkt könne nicht nur willkürliche Rassen- oder Geschlechtsgrenzen, sondern auch Speziesgrenzen in der Ethik überwinden.

Rationalität und moralische Unvoreingenommenheit gelten im traditionellen moralischen Individualismus generell als die primäre Grundlage eines nicht anthropozentristischen Handelns. Die genaue Bestimmung der moralisch zu berücksichtigenden Eigenschaften weist den Weg des jeweiligen Arguments. Dies trifft sowohl auf utilitaristische als auch auf tierrechtliche Positionen zu, die sich auf den eigenständigen moralischen Status von Tieren berufen, sei er nun abwägbar wie im Falle von Singer oder nicht abwägbar wie bei Francione. Ein rationales Denken wird da eingefordert, wo es anscheinend fehlt: in der Art und Weise, wie Menschen jene Tiere behandeln, die diesen moralischen Status aufgrund ihrer Leidensfähigkeit, Empfindungsfähigkeit oder anderer Merkmale besitzen. Für diese Betonung der Rationalität lassen sich viele Beispiele finden: Fleischkonsum sei z. B. nicht rational zu rechtfertigen (Gary Francione 2008, 12, 17); die Moralphilosophie könne die Inkonsistenz im Denken aufzeigen, die den Überzeugungen z. B. über Tiere zugrunde liege (Jeff McMahan 2016, 2005); wenn wir es als falsch ansehen, einen Menschen aufgrund seiner Eigenschaften nicht auf eine bestimmte Weise zu behandeln, fordere es die Konsistenz, auch nichtmenschliche Lebewesen, die über die gleichen Eigenschaften verfügen, nicht so zu behandeln (James Rachels 1999, 175); ein (möglichst) ideales moralisches Urteil – sofern es dieses gibt – sei klar formuliert, gut informiert, frei von Widersprüchen,

unparteiisch und erfordere einen kühlen Kopf ohne zu großer emotionaler Beteiligung (Tom Regan <sup>2</sup>2004, 126–130); besitzen Tiere einen Eigenwert, habe deren moralische Berücksichtigung unabhängig von unseren eigenen Gefühlen zu erfolgen (Klaus Peter Rippe 2008, 103); als Vernunftwesen könnten wir eine Sphäre des Rechts schaffen, in die auch nichtmenschliche Tiere integriert werden (Gary Steiner 2008, 162).

Ungeachtet möglicher Ergänzungen und weiterer kontextueller Bezüge in der Argumentation lauten die grundlegenden Implikationen des moralischen Individualismus daher: Der rational denkende Mensch löse sich von bloßen Meinungen und Vorurteilen und lasse seine Handlungen und Argumente nicht durch seine Neigungen, Bedürfnisse, Wünsche oder Emotionen bestimmen. Das „bloß Subjektive“ steht nämlich für die Fehleranfälligkeit in Erkenntnisprozessen. Demgegenüber wird das konsistente, auf guten Gründen und gerechtfertigten Überzeugungen basierende Denken über Tiere unter dem (vielleicht nie absolut erfüllbaren) Ideal der Objektivität zum Parameter einer gelungenen, nicht von ambivalenten Gefühlen geprägten Mensch-Tier-Beziehung. Obwohl fraglich ist, ob die Positionen des moralischen Individualismus (auch in seiner traditionellen Form) wirklich so strikt ausgelegt sind, gilt vom Prinzip her: Das einzig Subjektive, das in der ethischen Argumentation Platz hat, ist das Merkmal des rationalen Denkens auf der Menschenseite und die moralisch relevante Eigenschaft (z. B. Empfindungsfähigkeit) auf der Mensch- und Tierseite. Im Hinblick auf seine *moral agency* scheint der Mensch das „Tier in sich“ zu überwinden, um sein potentiell egoistisches Verhalten zu unterbinden und sich in der moralischen Deliberation und im Handeln von guten Gründen leiten zu lassen. Im Hinblick auf das, was ein Wesen wertvoll und schützenswert mache, plausibilisiert sich die Kritik am moralischen Anthropozentrismus wiederum durch die Ähnlichkeit zwischen Menschen und Tieren, vor allem über die Berücksichtigung biologischer Fakten, so sie z. B. das Vorliegen moralisch relevanter Interessen bestätigen (z. B. die physiologische Basis des Schmerzempfindens und damit des Interesses, keinen Schmerz zu empfinden). So gesehen vertritt der moralische Individualismus zwei Ansichten: Menschen sind – zumindest graduell – anders als Tiere (in Bezug auf die Vernunftfähigkeit und moralische Autonomie) und Menschen sind nicht anders als Tiere (in Bezug auf die moralisch zu berücksichtigenden Eigenschaften eines Wesens).

Susana Monsó und Herwig Grimm (2019) formulieren Einwände gegen den traditionellen moralischen Individualismus, die mit einigen der hier diskutierten Aspekte übereinstimmen und abschließend einen guten Überblick geben: Der traditionelle moralische Individualismus ist (a) *ra-*